

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Grieben, F.: Die Schiffsmühle von Wittenberg. Erzählung

urn:nbn:de:bsz:31-62042

etwa doch zusammengeführt? . . . Nicht er hat sie zum Leben aufgeweckt — haben sie ihn geholt — zum ewigen Leben? . . .

Dazu schrieb in späteren Jahren eine andere Hand: „Mein lieber Bruder in Christo! Wie wunderbar du fragen magst? Den allgütigen, den allbarmherzigen Gott lassst aus dem grausamen Spiele! Nicht er — ihr habet euren armen Mitbruder verfolgt und gepeinigt. Die giftigen Schlangen, die ihn aus allem Leid und aller Pein, so ihm euer Unverständnis und eure Böswilligkeit zugefügt, erlöset haben, sie waren barmherziger als die lieben Menschen.“

Die Schiffsmühle von Wittenberg.

Erzählung von F. Grieben.



Unterhalb Wittenberg auf der Elbe lag eine Schiffsmühle. Sie war fest verankert und in gutem Betrieb, so daß sie den Müller mit Weib und Kind und Knecht wohl ernährte. Vorüberfahrende Schiffe trugen Korn herbei und bei der Rückfahrt nahmen sie es als Mehl wieder mit oder die Schiffsbesitzer tauschten andere Waren gegen Mehl um. Manches Fäßchen Wein, mancher starke Tropfen in Flaschen kam so in des Müllers unterseitschen Vorratsraum, seinen Mühlenkeller, und die Frau Müllerin betrachtete mit Genugtuung ihre gefüllten Vorratskannen und die Schinken und Würste an den Wandhaken daneben.

Aber ach, das sollte nicht immer so bleiben. Schlimme Zeiten waren ins Land gekommen, die bösen Franzosenzeiten. Der Ländereroberer und Friedenswürger Napoleon war im Besitz Wittenbergs und schwere Kriegssteuern und unerschwingliche Abgaben erdrückten den letzten Wohlstand der Bürger.

Zwar war die frohe Kunde von der Erhebung Preußens, Rußlands und etlicher anderer unterdrückter Länder auch in die von den Franzosen bewachten Mauern der Stadt gedrungen und es hieß, die Preußen rückten an, um Wittenberg zu belagern, doch schien den schon so lange unter dem Joch des Unterdrückers schmachtenden Bürgern, die Aussicht, befreit zu werden, wie ein unausführbarer, schöner Traum. Hatte doch Napoleon nächst Torgau Wittenberg besonders stark befestigt und besetzt, indem er die im Siebenjährigen Krieg bombardierten Wälle wieder aufbaute und alle Türme und Schanzen befestigen ließ. Zu dem für ihn verhängnisvollen Jahr 1813 hatte der Usurpator dem Marschall Victor den Oberbefehl über die Festung übertragen und dieser war mit seinen Truppen eine starke Wacht für diese wichtige Pforte an der Wasserstraße der Elbe.

Auch die Mühle war mit einem starken Vorposten belegt. Offiziere und Mannschaften füllten die sonst stillen Räume dieser kleinen Wasserburg und spielten sich dort als Herren auf.

Von früh bis spät mußte die Müllerin am Herd für die fremden Gäste schaffen.

„Meine Füße sind schwer, aber mein Herz ist noch schwerer!“ seufzte sie. Der alte Knecht saß schweigend und düster in einem dunklen Winkel der Küche; er hielt die müßigen Fäuste geballt. Korn zu mahlen gab es jetzt selten, da die Zufuhr abgeschnitten war, desto mehr nützten die ungebetenen Gäste seine Dienstbarkeit aus, so daß er ihnen seinen Anblick so viel wie möglich zu entziehen suchte. Noch trauriger und erbitterter als Frau und Knecht war der Müller, da zu dem persönlichen Groll bei ihm noch die Trauer über die Erniedrigung des Vaterlandes kam, doch mußte auch er Kummer und Empörung in seinem Innern verschließen, um sich und seiner Familie die Lage nicht noch zu erschweren.

Der einzige aus der Schiffsmühle, dem die Anwesenheit der Franzosen kein störendes Ereignis bedeutete, war der kleine Sohn des Müllers. Hans hatte sich sogleich mit den Erbfeinden befreundet und behauptete mit Stolz, er könne nun bald französisch sprechen, jedenfalls könne er bereits verstehen, was sich die Soldaten erzählten. Wirklich fing er auch hin und wieder einige Worte der Unterhaltung der Franzosen, die das Kind nicht beachteten, auf, die er dann treulich den Seinen berichtete. So kam er auch heut mit geheimnisvoller Wichtigkeit in die Küche gelaufen und erzählte flüsternd und mit leuchtenden Augen und glühenden Wangen: „Monsieur de Tourville hat zum Leutnant Urbain gesagt: die prussiens maudits kämen immer näher, sie lagerten schon bei Apollensdorf unten an der Elbe, und dann haben sie ausgespuckt und gelacht und allerlei gesagt, was ich nicht verstanden habe, da sie so schnell sprechen.“

„Wenn es wahr wäre!“ sagte die Müllerin und faltete unwillkürlich betend die Hände. Dann griff sie wieder nach dem Kochlöffel und setzte entmutigt hinzu: „Was nützt es, wenn immer noch mehr Blut

fließt. Gegen den schrecklichen Franzosenkaiser vermag kein Heer aufzukommen!"

Der alte Knecht hatte bei des Knaben Bericht interessiert das gebeugte Haupt aufgerichtet. Nun erhob er sich und verließ schweigend die Küche, um sich verstoßen in die Stadt zu begeben. Der Glöckner der Dombirche von Wittenberg war sein Freund, der konnte hoch vom Turm die Umgebung der Stadt überhauen und mußte wissen, ob Hans' Nachricht auf Wahrheit beruhte.

Nun kam auch der Müller in die Küche, ganz ergrimmt, denn die Herren Franzosen hatten wieder in ihrem gebrochenern Deutsch auf das ungesunde Klima Deutschlands und die feuchte Atmosphäre der Mühle gescholten, hatten des Müllers angestammtes trautes Heim ein „trou, bon pour les rats d'eau“ genannt und sich schließlich einen extrastarken, guten Punsch bestellt. „Dann hilft es nichts, dann müssen wir ihnen willfahren!“ sagte die Frau mit bekümmertem Miene, füllte den Herdtessel mit frischem Wasser und schürte die Glut.

Der Mann nahm den Kellerschlüssel vom Haken, während er mißmutig sagte: „Alle meine Wein- und Schnapsvorräte hat diese unerträgliche Einquartierung bereits vertilgt, nun muß ich auch das Geschenk von meinem Gevatter, dem Schiffsreeber, preisgeben, das Fäßchen seinen Kognats, das ich mir versteckt hatte, in der Hoffnung, es mit deutschen Brüdern zu teilen, wenn's auch Gewächs von Frankreichs Boden ist.“

Stimmenlärm erschallte aus den Vorderräumen der Mühle, wo die Franzosen hausten, eine Tür ward aufgerissen und eine scharfe Stimme rief befehlend: „Meunier! Aven Sie nir verstanden? eine gute Punsch oder ferr gute Grog, très chaud, mais vite! Dépéchez vous, sacré nom de dieu!“

Der Müller zerknirschte ein Gegenkompliment zwischen den Zähnen, zündete eine Laterne an und stieg brummend die Kellertreppe hinab. Leer genug sah's im Vorratsraum aus. Offene Kisten, leere Tonnen, unbenutzte Schinkenhälften, entkorkte Flaschen boten dem Auge ein trübseliges Bild, während von außen die melancholischen Laute des Flusses hörbar wurden. Leise klatschte das Wasser an die Wände dieses tiefliegenden Raumes und um den Schiffsbau, von welchem die Mühle getragen ward, rauschten und gurgelten die Wellen.

Der Müller lauschte auf die ihm wohlbekannten Töne seiner alten Freundin und Mitarbeiterin, der Elbe. Ja, wenn die ihm helfen könnte! Sie würde auch gern die fremden Prasser an ihren Ufern los sein, war sie doch auch ein echt deutscher Fluß von der Quelle bis zum Meere.

Der Müller stand eine Weile in düsteres Sinnen versenkt, dann entnahm er mit einem ingrinnigen Gemurmel das bewußte Fäßchen einem dunklen Winkel.

Schwere Tritte auf der kleinen knarrenden Stiege verkündeten das Nahen des Knechts, welcher dem Müller in einer ihm ungewohnten freudigen Er-

regung mitteilte, daß die Nachricht, die Preußen lägen vor Wittenberg, richtig sei. Vom Domburm könne man die Wachfeuer bei Apollensdorf brennen sehen.

Herr und Knecht blieben noch eine Weile in heimlicher Beratung da unten, so daß die Müllerin droben wegen wiederholter Rufe nach Punsch aus dem Vorderbau schon ganz angstvoll geworden war.

Die Offiziersburschen und andere Soldaten erschienen in der Küche, schimpften, fluchten und ermahnten zur vitesse und erklärten selbst beaucoup de grok hon, fort et bien chaud haben zu wollen.

„Wohlan!“ sagte der Müller, der eben mit dem Fäßchen im Arm zur Küche emporstieg. „Gut und stark will ich ihn brauen! Wie Feuer soll er Euch durch die Gurgel rinnen!“

Die Müllerin, im Begriff, ihre letzte Zitrone zu zerschneiden, blickte ihrem Mann gespannt ins Gesicht, doch blickte er fast heiter, er konnte nichts Böses im Sinn haben; vermutlich erfaßte ihn Galgenhumor.

Nun kam auch der Knecht mit einer Beisteuer von unten herauf, einer verstaubten, bauchigen Flasche gebrannten Wassers, die auch er bis jetzt als verborgenen Schatz irgendwo verwahrt hatte.



Eben gewahrte die Müllerin mit fähmendem Schrecken, daß ihr Mann schnell etwas in das brodelnde Wasser schüttete.

„Ein kräftiger Schluck vom alten Petersen,“ sagte er, mit seinem alten, faltigen Gesicht grinsend. „Gut gegen nasse Elbnebel wie heut abend. Zur Nacht soll's noch nebliger werden, dann wird's die Muffids warm halten!“

Während der Müller das Fäßchen öffnete und Michel seine Flasche entkorkte, wechselten beide ver-

stohlen lächelnd einen funkelnden Blick, das machte die Müllerin abermals stutzig, doch zerschlug sie gerade mit Kummer und Unwillen einen halben Hut Zucker. Die sonst so sanfte Frau tat es mit besonders heftigen Schlägen, um ihrem Unmut, daß sie auch dies kostbare Gut für die Fremden hergeben müsse, darzutun. Zucker war ein teurer Artikel, seit Napoleon die Kontinental Sperre für solche ausländische Kolonialwaren eingeführt hatte. Einheimischen Müßerzucker gab es noch nicht.

Eben gewährte die Müllerin mit lähmendem Schrecken, daß ihr Mann schnell und verstohlen etwas wie ein hellfarbiges Pulver in das brodelnde Wasser schüttete, als ihr durch den Eintritt von zwei jungen Offizieren in die Küche ihre entsetzte Frage abgeknitten wurde.

Sporenklirrend, säbelraffelnd nahmen die eleganten Franzosen die Vorbereitungen zum gewünschten Getränk in Augenschein. Sie lobten die Marke des Kognaks und widersetzten sich auch nicht Michels eau de vie, das aus guter, holländischer Zirma stammte. Sie jagten der Müllerin sogar einen galanten Dank für ihre Bemühung, baten, viel Zucker hinzuzutun, und rieten, die Mischung nochmals aufzukochen und dann recht heiß in einer Meißner Terrine, die sie im Küchenschrank erspähten, zu servieren, den Rest könnten dann die Unteroffiziere und gemeinen Soldaten erhalten. Aber sechs feine Gläser müßten mit der Terrine für die Offiziere gebracht werden, sie hätten Besuch von Kameraden bekommen, die sich auch mal auf der Schiffsmühle lustig machen wollten. Wieder wechselten Herr und Knecht einen verständnisvollen Blick. Nachdem sich die Marsjöhne halb deutsch, halb französisch dieser Anordnungen entledigt, entfernten sie sich tänzelnd und ein chanson trällernd aus der Küche.

„Um Gottes willen, Johann, was hast du vor?“ fragte jetzt die Frau, ihren Gatten angstvoll anblickend.

„Sei ruhig,“ erwiderte dieser. „Ich bin ein zu guter Christ, um meine Gäste umzubringen, das weißt du doch ganz genau, aber einen strammen Punsch sollen sie haben, daß sie schlafen, fest und tief wie müde Kinder, und träumen werden sie, herrliche Träume von gloire und victoire und mit was für oire sie sonst noch ihr Maul aufreißen, aber wenn sie morgen erwachen, ha — dann —“

„Was dann?“

„Dann werden sie den Himmel für einen Dudelsack ansehen, wirst es ja erleben!“

Der fertige Punsch ward nochmals aufs Feuer gesetzt, bis ein kräftiger aromatischer Duft die ganze Schiffsmühle erfüllte und sogar in die feuchte Nacht hinausdrang, wo auf der Galerie ein Soldat, Gewehr im Arm, Wache stand und in die wallenden Nebel der Elbe blickte. Lüßtern sog er den Duft ein und heißes Sehnen nach einem warmen Schluck durchzog seinen durchfrorenen, an wärmere Lüfte gewöhnten Körper. Sein Punsch sollte nicht unerfüllt bleiben. Nachdem die Terrine für die Offiziere ge-

füllt war, reservierte Michel einen Topf voll Punsch für den Lukenposten, ehe der Kessel mit dem noch immer beträchtlichen Rest den Mannschaften überantwortet wurde. —

Es dauerte nicht lange, da widerhallte die Mühle von lustigem Lärm und Gesang, eine Stimmung, die bei den lebhaften Franzosen ziemlich lange vorhielt, so daß die in der Küche harrenden Müllersleute schon an der gehofften Wirkung ihres Gebräus verzweifelten.

Von Zeit zu Zeit ging der Müller auf die Galerie hinaus und sah nach dem Wetter. Die Nacht rückte vor; es war pechdunkel und die nassen Nebel ließen auch von den Lichtern am Strande — Schiffe lagen zurzeit nicht in der Nähe — nichts erkennen.

Auch Michel schlich sich einigemal auf die Galerie, um den Posten zu beobachten, bis er triumphierend berichten konnte, der Wachsoldat hocke in seiner Nische neben dem leeren Punschtopf und schnarche, als wolle er die Mühle durchsägen. Er habe ihn zugedeckt, damit die Kälte ihn nicht munter mache.

Nun entstand aber die Furcht, daß die Wache abgelöst werden könne, daran schien aber niemand zu denken; denn, nachdem in den Borderräumen noch großer Lärm und sogar wüßter Zank und Streit geherrscht hatte, wurde es merklich immer stiller. Einige der Trinker suchten ihr Lager, andere schloßen auf ihren Plätzen, mit dem Kopf auf dem Tische, ein, wieder andere sanken zu Boden. Bei den Herren Offizieren sah es nicht besser aus. Sie lagen schlafend auf dem Kanapee und den Teppichen, zwei waren gar in ihren Polsterstühlen beim Dominospiel eingeschlafen.

Leise auf Socken schlischen der Müller und der Knecht herbei, um sich von der gründlichen Wirkung ihres Schlummerpunches zu überzeugen, und sahen mit inniger Befriedigung, in wie feste Bande der Schlaf die Berauschten geschlagen hatte. Regungslos wie Bären im Winterschlaf lagen sie, nur ein großer strammer Unteroffizier mit schwarzem Knebelbart regte sich, starrte aus glasigen Augen um sich und lallte: „Qui vive?“ Gleich darauf übermannte ihn die Schlastrunkenheit wieder, er streckte sich zu recht und seine regelmäßigen, psalmodischen Atemzüge verrieten, daß auch er nicht mehr zu fürchten war.

Nun schloß der Müller die Türen der Räume, in denen sich die schlafenden Franzosen befanden, von außen ab, eine Vorsicht, die kaum nötig war, denn der tiefe Schlaf und starke Rausch waren sicherer, als Fesseln und Kiegel für die davon Besangenen.

Gewagt und kühn war das Unternehmen, welches der Müller und sein Knecht vorhatten, doch ohne Zaubern und mit freudiger Zuversicht gingen sie ans Werk. Nachdem sie sich überzeugt, daß auch der Posten auf der Luken Galerie noch immer in klafertiefem Schlummer lag, lösten sie die Ankerketten und kappten die Tauen, welche die Schiffsmühle auf dem Fluß nahe dem Ufer bei der Stadt festhielten und sanft und lautlos setzte sich die kleine Wasserburg in Bewegung und trieb leise wiegend die Elbe hinab.

Ein unbeschreibliches Wonne- und Triumphgefühl bemächtigte sich des Müllers, als er seinen Streich gelingen sah. Er rechte die Arme gen Himmel, wie im Dankgebet der Erlösung, doch noch galt es, fest am Steuer zu stehen und seine Mühle ruhig und sicher durch die Nacht bis Apollensdorf gleiten zu



Die Herren Offiziere lagen schlafend auf dem Kanapee und auf den Tischen.

lassen. Die Müllersfrau saß inzwischen in der kleinen Schlafkammer neben der Küche am Bett ihres schlummernden Kindes und betete, Gott möge ihnen Hilfe leihen und Befreiung schenken. Mit einem aus Angst und Hoffnung gemischten Gefühl gewahrte sie, daß ihr Heim sich in Bewegung setzte. Sie legte schützend und segnend ihre Hand auf des Knaben Haupt. Der schlug die Augen auf.

„Mutterchen, was ist das? Mein Bett schaukelt, es schwimmt fort!“

„Nein, mein Kind, es steht fest und die lieben Englein wachen über uns.“

„Schaukeln die lieben Englein mit unsrer Mühle?“

„Das kann schon sein! Schlafe nur weiter, wir sind in Gottes Hut!“

„Wo sind die Franzosen? Sie lachen und schreien ja nicht mehr!“

„Nein, sie schlafen jetzt alle. Es ist Nacht.“

„Warum schläfst du nicht, Mutterchen?“

„Ich werde meinen Kopf auf dein Kissen legen, so, da schläfst sich's gut.“

Befriedigt schloß der Knabe wieder die Augen und sank wieder in Schlummer. Auch die Müllerin verhieß sich still, wenn auch ihr Herz heftig klopfte

und ihr Ohr beständig lauschte, ob nicht ein vorzeitig Erwachter den kühnen Plan ihres Mannes vereiteln könne, was mit einem Todesurteil für den Müller gleichbedeutend gewesen wäre. Ein günstiger Umstand war es für die Fahrt der Schiffsmühle, daß auf ihrem Wege die Elbe frei von Schiffen war. Lagen doch der Handel und die damit verbundene Schifffahrt gänzlich darnieder in der Umgebung des besetzten Wittenberg, nur vereinzelte Fischerfahne schaukelten am Ufer oder glitten scheu dem dunklen Ungetüm der Schiffsmühle aus dem Wege.

Jetzt näherte sie sich den durch den Nebel glühenden Lagerfeuern der Preußen bei Apollensdorf. Michel entzündete eine Laterne, entfaltete eine preußische Fahne und schwenkte beides an der Spitze des Gefährtes.

Der Müller steuerte mit sicherer Hand dem Ufer zu. „Halt! Werda?“ ward vom Land durch Nacht und Nebel gerufen.

„Gut Freund mit wichtiger Fracht!“ tönte es von der Mühle zurück. Die Anker rasselten hinab. Ein Boot löste sich von der Mühle, wenige Ruderstöße brachten den Müller ans Ufer, wo ihn preußische Soldaten umringten und ins Hauptquartier brachten. Er legte rasch den Offizieren die Geschichte dar und nicht lange dauerte es, da war die Schiffsmühle mit preußischem Militär besetzt, das sich beeilte, die Franzosen gefangenzunehmen.

Sie lagen noch immer im tiefsten Schlaf. Man nahm den Soldaten die Waffen fort, was leicht geschehen konnte, aber die Schläfer zu ermuntern war nicht so leicht. Der schwarze Unteroffizier war wieder der erste, der mit dem Rufe: „Vive l'empereur!“ emporsprang, aber der letzte, welcher die Situation begriff, denn daß der stille meunier und sein dummer Michel sechs Offiziere, zwei Unteroffiziere und zehn Gemeine mit seiner Mühle in preußische Gefangenschaft gesteuert hatte, war ihm unsagbar.

Die Offiziere begriffen ihr tragikomisches Mißgeschick auch nur nach und nach. Da aber die Preußen sie sehr höflich aufklärten, schnallten sie bleich und zähneknirschend ihre Degen ab und fügten sich ins Unvermeidliche.

Den meisten Franzosen ging über die Situation erst ein volles Licht auf, als die Morgensonne die Nebel auf der Elbe zerstreute, so daß das preußische Lager am Ufer sichtbar ward.

Als ein junger, deutscher Offizier seinen blonden Kopf in die Tür der Schlafkammer steckte und fröhlich „Guten Morgen, Müllerin!“ rief, wirkten diese Worte statt des gewohnten: „Bon jour, Madame!“ wie eine Erlösung und Bekehrung.

Tränen der Freude füllten die Augen der Frau und ihre Hände falteten sich zu einem Dankgebet.

Der Müller ward für seine mutige Tat später vom König Friedrich Wilhelm III. belohnt. Als Wittenberg von den Preußen entsetzt war, erhielt der Müller das Recht, sich für seine Mühle den besten Platz auf der Elbe bei der Stadt auszusuchen.

Das tat er und noch bis vor zwanzig Jahren hat die historische Schiffmühle an ihrem guten Platz unterhalb der Elbbrücke gelegen. Trotzdem sie ein starkes Hindernis und eine Gefahr für die Schifffahrt bildete, konnte sie, kraft ihres Privilegiums nicht beseitigt werden, bis endlich der Besitzer sich durch eine erhebliche Summe zum Aufgeben des Platzes bewegen ließ.

So reißt sich also diese Elbmühle würdig den andern historischen Mühlen Deutschlands an, von denen ich nur die Windmühle von Sanssouci erwähnen will, sowie die Mühle von Taurroggen, wo York den Vertrag mit Rußland abschloß, der den ersten wichtigen Schritt zur Befreiung vom Joch des Korjens bedeutete.

Hermann Klingbeil's Weibnachtsbaum.

Von E. Kühn.

„Mutter!“

„Was ist denn?“ Die blasse Frau fragt es, ohne den Blick von der rasselnden Nähmaschine zu heben.

„Weibnachtsbäume schreibt man doch in einem Wort, nicht wahr?“

„Natürlich. Wie kommst du denn darauf?“ Nun hält sie doch einen Augenblick an und blickt zu dem elfjährigen Blondkopf, ihrem Ältesten, hinüber, der am Tische beim Schein der Küchenlampe sitzt — die große Lampe braucht Mutter bei der Näherei — und Schularbeiten macht. Flüchtig streift das sorgliche Mutterauge dabei den sechsjährigen Willy, der drei Stühle zu einer Eisenbahn zusammengebaut hat und Lokomotive, Führer, Passagier und Dampfspeise in einer Person ist, und die kleine Lotte, die sich an der Erde mit einem bunten Lappen vergnügt und dabei lustig kräht.

„Ach, ich mache Aufsatz. Herr Schmidt hat heute gesagt, wir sollten uns mal selbst einen Aufsatz wählen. Worüber wir wohl am liebsten schreiben möchten? Da hat Fritz Borgmann — der ist immer so — mit einemmal ganz laut durch die Klasse geschrien: »Von Weibnachten!« Herr Schmidt hat gelacht und hat gefragt: »Möchtet ihr das wohl?« Da haben wir alle gesagt: Au ja! »Schön,« hat Herr Schmidt gesagt; »dann schreibt mal zu Hause auf: Warum ich mich auf Weibnachten freue. — Jetzt bin ich so weit! Und auf dem Markt da steht Herr Klaaßen und verkauft Weibnachtsbäume. Dann will ich so schreiben: Wenn ich vorbeigehe, dann suche ich mir immer schon einen aus für uns. Kann ich wohl so schreiben, Mutter?“

Frau Klingbeil seufzt auf und blickt schweigend in das Licht. Ihr war plötzlich das Herz so schwer geworden. Also draußen bereitete man sich schon auf das Fest vor! Sie hatte dazu noch keine Zeit gefunden. Tagein, tagaus saß sie, wenn sie ihren kleinen Haushalt besorgt hatte, an der Maschine und arbeitete.

Das Leben hatte sie hart angepackt. Noch im vorigen Jahr um diese Zeit, da waltete Gesundheit

und Frohsinn in diesen Räumen. Da war ihr Mann eines Abends, als er vom Dienst kam, mit einem prächtigen Weibnachtsbaum fröhlich angestapft gekommen. Das war ein Jubel gewesen, und die Augen der Kleinen hatten geleuchtet, als wär's andern Tags schon Christnacht! — O Gott! Er sollte den Frühling nicht mehr erleben. Die Erde war noch hart gefroren, da betteten sie ihn draußen zur ewigen Ruhe.

Wie schwer war es doch, sich und die Kinder ehrlich und anständig durchs Leben zu bringen! Die kleine Pension, die sie als Briefträgerswitwe erhielt, reichte nicht hin und nicht her. Du durfte sie sich der Trauer um den geliebten Toten nicht lange tatenlos hingeben. Das Leben stellte Ansprüche. Die hungrigen kleinen Mäuler wollten gestopft sein, die Miete mußte pünktlich gezahlt, die Kleidung ergänzt, erneuert werden. Ihr Stolz war es immer gewesen, daß ihre Kinder so sauber ausjahren. Schmutz und Unordnung waren ihr in den Tod zuwider. Da hieß es arbeiten und wieder arbeiten und sparen, wo es nur ging.

Jetzt hatte die Frage ihres Ältesten ihren Gedanken eine neue Richtung gegeben. Zu einem Weibnachtsbaum langte es diesmal wirklich nicht. Die kleine Lotte war so schwer krank gewesen. Was sie erspart hatte, war draufgegangen, ja eine kleine Summe schuldete sie dem Arzt immer noch. Nach dem Fest, hatte sie ihm gesagt. — Es tat ihr im Innersten weh: solange sie denken konnte, hatte beim Fest nie der Christbaum gefehlt.

„Mutter,“ rief es ungeduldig vom Tische her, „du antwortest mir ja gar nicht.“ Nach der Meinung des Jungen hatte sie eigentlich lange genug über seine Frage nachgedacht.

„Nein, Junge, es geht diesmal wirklich nicht!“

„Was denn, Mutter? Ich habe dich doch gefragt, ob ich den Satz —“

„Ach so —“ die Frau fuhr sich mit der Hand über die Stirn. „Komm mal her zu mir, Hermann! Ich möchte mit dir reden.“

Bewundert schob sich der Junge in den Lichtkreis der großen Lampe. Mit zitternder Hand fuhr ihm die Mutter über den dichten Schopf und sagte: „Sieh mal, mein lieber Junge, der Willy und die Lotte sind noch zu dünn, die verstehen mich noch nicht. Aber du bist schon ein großer Mensch, mein verständiger Ältester. Mit dir kann ich vernünftig reden. — Einen Weibnachtsbaum kann ich euch diesmal nicht kaufen. Sieh mich nicht so traurig an, Hermann, es drückt mir ja selbst beinahe das Herz ab! — Der Doktor bekommt noch zwanzig Mark, die ich ihm nun schon acht Wochen schulde. Hörst du? Acht Wochen schon! Er drängt mich ja nicht, aber gerade deshalb muß ich doch erst recht daran denken, ihn sobald wie möglich zu bezahlen, nicht wahr? — Na ja — und dann ist zu Neujahr wieder die Miete fällig. Ich habe das Geld noch nicht völlig beisammen, aber bestellte Arbeit habe ich genug, und wenn der liebe Gott mich gesund bleiben läßt, dann